

Kritik in Kürze

Görners Romantik

Anthologien haben die lästige Eigenschaft, dass sie es niemandem recht machen. Zumal der Herausgeber einer Taschenbuchausgabe mit Gedichten einer gewichtigen, schwer begrenzbaren Epoche, der aus vollem Vorrat schöpfen kann, steht immer da wie ein Geizhals. Rüdiger Görner rechtfertigt seine Auswahl aus Gedichten der deutschen Romantik in einem informativen Nachwort. Fünf Themengruppen gliedern das Textmaterial: Sehnsucht und Traum, Naturgefühl und Wanderlust, Klang- und Liebeszauber, Lebenszeit und Alter, Dämmerung und Tod. Zustimmung verdienen der starke Anteil von Gedichten Wilhelm Müllers und die Würdigung der schwäbischen Dichter sowie E.T.A. Hoffmanns. Doch lässt sich fragen, ob die Grenzerweiterungen bis zu Hermann Kurz und Paul Heyse gehen müssen. Ich hätte mir stattdessen ein paar Textbeispiele von Wortführern der literarischen Romantik wie August Wilhelm und Friedrich Schlegel gewünscht (so schlecht sind sie auch als Poeten nicht). Zum Ausgleich für die vielen Gedichte mit Nacht- und Todesmotiven hätte sich Uhlands „Frühlingsglaube“ angeboten. Gut hat Görner daran getan, sich im Nachwort an keiner Globaldefinition von „Romantik“ zu versuchen, sondern Facetten anzudeuten, Erkennungsmerkmale wie frühe Vollendung, Minnesang ohne Höfe, Lieder von Waldesrauschen und vermählten Jahreszeiten, Entdeckung des Unbewussten und immer wieder Musik in sich tragende und nach Musik rufende Poesie. Manchmal allerdings, so scheint es, musiziert diese Poesie über Erfahrungen hinweg, die etwa im siebzehnten Jahrhundert tiefer erlitten wurden. („*Zu den Sternen fliegen*“). *Gedichte der Romantik*. Ausgewählt und herausgegeben von Rüdiger Görner. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2008. 191 S., br., 6,90 €.) WHi.

Farbenfroh

Er sei ein Story-Schreiber, der gelegentlich Romane verfasse, nicht umgekehrt, sagte William Trevor über sich selbst. Was ihn an den Kurzgeschichten am meisten reizte, sei die Tatsache, dass er sie beim Scheitern mit einem Blick umfassen könne. Trevor war Bildhauer, bevor er zur Schriftstellerei fand. Vielleicht verdankt er dieser Arbeit seine Gabe des Beobachtens und den Blick fürs Detail. Mit „Geborgtes Glück“ erscheint ein Band mit vier Kurzgeschichten. Darin gibt es keine farblosen Protagonisten. Allen Personen verleiht Trevor unverwechselbare Eigenschaften, macht sie zu Unikaten. Dennoch sind es keine Heroen. Sie alle sind Briten oder Iren und somit Landsleute Trevors, der in diesen Tagen achtzig wird. In der verarmten irischen Provinz lässt er „Die Handtasche von Collette Nervi“ spielen. Im Zentrum steht die behinderte Dolores, die fürchtet, dass ihr die körperliche Nähe zu einem Mann verwehrt bleibt. Der Bauernsohn, der sie schließlich doch heiratet, beschenkt sie mit Diebesgut, wozu sie schweigt – ebenso wie der britische Tourist Normanton in der Erzählung „In Isfahan“. Von der Britin, die er auf einer organisierten Stadtrundfahrt in Persien kennenlernt, bleibt ihm nur die Erinnerung. Es gibt bei Trevor keine plötzlichen Wendungen, erst recht nicht zum Guten. Dadurch überumpelt er den Leser. (*William Trevor: „Geborgtes Glück“*. Die schönsten Erzählungen. Aus dem Englischen übersetzt von Hans-Christian Oeser und Thomas Gunkel. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2008. 128 S., geb., 12,- €.) amue

Literatur

Räumliche Unzucht mit 140 Sachen!

Kann man den Plan einer Rennstrecke als Liebesbrief lesen? Man kann. Alessandro Baricco bündelt die Kinetik von Geschwindigkeit, Krieg und Sexualität in einem beeindruckenden Roman.

Wie kann die langsame Sprache des Romans sich gegen den Film und seine schlagenden Bilder behaupten? Gewiss, das Buch ist überall stets bereit. Doch ohne wirksame Effekte keine konkurrenzfähigen Affekte. Wer deshalb Literatur mit Auflage machen will, kann es nicht eigentlich gegen die Unterhaltungsformate, sondern nur mit ihnen, als Mittel zum Zweck, tun. Aus ihrem Milieu ist ein Medienartist hervorgegangen, der sich, etwa mit „Die Seide“ (deutsch 1997), weltweit, auch in Deutschland, einen Namen gemacht hat: Alessandro Baricco.

Jetzt ist sein jüngstes Buch in deutscher Sprache erschienen: „Diese Geschichte“; auch dies in Italien (und Spanien) bereits ein Bestseller. Ganz offensichtlich gibt Baricco dem Leser, was heute des Lesers ist. Das lässt – zunächst – nicht unbedingt tief blicken. Denn der Appetit wird mit deftigen Grundnahrungsmitteln der Belletristik gestärkt, raffiniert als erzählerische Event-Gastronomie aufgeboten.

Als ob es Krisen, Selbstzweifel und Freudreflexe des Romans nie gegeben hätte – hier wird mit Wollust fabuliert; der totege-sagte Held kehrt in einer prall gefüllten Geschichte mit neuen Abenteuern wieder, episch weit in die Welt hinausgeschickt, im Bann grausam-schöner Wunder der modernen Technik; verstrickt in ewig junge Kämpfe um Liebe und Tod, Sex und Gewalt, brutalen Krieg und große Historie. Es ist, als wollte Baricco den mittelalterlichen Spielmann wiederaufstehen lassen. An Virtuosität jedenfalls fehlt es ihm nicht: Sein Philosophiestudium hat er mit Adorno abgeschlossen; er war Musik- und Kunstredakteur; moderiert im Fernsehen populäre Kultursendungen, reziert auf Lesungen die „Ilias“ (und „Moby Dick“) und betreibt seit 1994 eine Schule für kreatives Schreiben aller Art.

Kreativ setzt er deshalb auch seine Wirkmittel ein. Erste Maßnahme: Er spielt sie dort aus, wo sie ihm schon historisch entgegenkommen, in der großen kulturgeschichtlichen Erregung zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, gleichermaßen als Aufbruch und Untergang des Abendlandes empfunden. Geschichten brauchen Gesichter: Libero Parri und sein

Sohn Ultimo (der Letztgeborene). Sie sind gezeichnet von der fatalen Macht der Modernolatria. Zunächst kommt der neue Dämon aus Metall über sie, das Auto. Die Geschwindigkeit wirft sie aus der Bahn; ihr Lebensgefühl wird veloziferisch. Libero verkauft seine sechszwanzig Stück Vieh und eröffnet eine Garage, obwohl es noch so gut wie keine Autos gibt. Doch die Panne eines reichen Grafen führt zwei Motorverrückte zusammen. Sie fahren Rennen, teilen sich das Fahrzeug (und die Frau) und zahlen den Preis dafür: ein Unfall tötet den Grafen, verstümmelt Libero. Baricco zieht durchaus Seitenblicke mit ins Spiel: auf Scorseses Kinofilm „The Aviator“ und das 1. Futuristische Manifest mit seiner umstürzenden Autofahrt.

Selbst die dort beschworene Wiedergeburt des Menschen aus dem Geist der Maschine kehrt, subtil vertieft, wieder. Mit der Unabwendbarkeit eines Schicksals fährt er

ahnen: Wie wäre dieses neue wilde Tier zu bezähmen? Und die Antwort. Die Lösung liegt nicht im Auto, sondern auf der Straße.

Dann: Schnitt; Erster Weltkrieg, die andere große historische Deviation der Epoche. Baricco tut ein Übriges: Er zeigt ihn von seiner verheerenden, meistens unterschlagenen Seite, dem Zusammenbruch der italienischen Armee bei Caporetto; 300 000 Gefangene, zahllose Tote am Isonzo, übersetzt in die bewegende Geschichte eines Vaters, der das Drama rekonstruiert, warum sein Sohn, Hauptmann, als Deserteur erschossen wurde. Dieser, Ultimo (!) und ein Dritter hatten nichts anderes versucht, als im allgemeinen Zerfall der Front-, Feind- und Geländeordnung wieder Raum – zum Leben – zu gewinnen. Vergeblich. Sie verlieren sich in Tod, Gefängnis und Exil. Da ist sie wieder, Ultimos Romanfrage, in historischer Großaufnahme: wie in einer aus der Bahn gerate-



Auch in der Urzeit der Autorennen musste man Kopf und Kragen riskieren: hier der Start auf der Berliner Avus 1921. Foto SV Bilderdienst

auch in Ultimo, den Jungen, der, aber anders als die anderen, den „goldenen Schatten“ hat. Deshalb geht er mit dem heiligen Ernst eines Erwählten auf ihn ein. Im Bild des Vaters nimmt er den Rausch der Geschwindigkeit auf; im Rennfahrer, wohin das führt: zu geradezu räumlicher Unzucht, mit 140 km/h die Fesseln der Langsamkeit zu sprengen; um jeden Preis sich die Weite der Erde untertan zu machen – ein tödlicher Wahn. Da lässt der Erzähler den Jungen die Frage dieses Romans schlechthin

nen Welt seinen Weg finden? Wieder Schnitt; spielfrige amerikanische Provinz, nach der geschichtlichen nun Schauplatz vehementer sentimentaler Unwegsamkeiten. Elizaveta, russische Prinzessin, Opfer der Oktoberrevolution, zieht durchs Land und vertreibt einfache Steinway-Pianos, inklusive Klavierunterricht. Ein italienischer Kriegsflüchtling, Ultimo, assistiert ihr. Ihre gegenseitige Anziehungskraft ist ebenso groß wie die Scheu, sie zu bekennen. Was folgt, ist eine Hommage an den

Vater der Verdrängungstheorie, Sigmund Freud: Ihr unterdrücktes Begehren kehrt entsteht zu ihnen zurück. Elizaveta hält es im Tagebuch fest. Dort entlädt es sich hinter dem Rücken ihres Wohlverhaltens in „bösen“ Phantasien. Es drängt sie, die Familien, die sie besucht, zu korrumpieren,

Morgen auf unserer Literaturseite

Oliver Jungen: Schweinehund – Pablo Tusset im Schlachthof

Edo Reents: Hundenarr – Alek Popov geht Gassi

vornehmlich sexuell. Ihr Einfallsreichtum ist beträchtlich. Schließlich kommen ihre kreisenden Vorstellungen dort an, von wo sie im Grunde ausgehen, bei Ultimo, dem sie – im Tagebuch – eine erhitzte Liebesnacht bereitet. Er liest es; wollte wohl darauf reagieren, mit fatalem Ausgang. Eines

Schwelle, indem sie das Wort – ihres Tagebuchs – Fleisch werden lässt. Sie nimmt einen Mann, zwei Kinder und vor allem dessen Reichtum in Kauf. Damit materialisiert sie ihre sexuellen Phantasien bis hin zur Perversion. Das Vexierbild Ultimos lässt sie dennoch nicht los. Ihm ergeht es im Grunde nicht anders. Nur dass er seine unvollendete Liebe in der Sprache realisiert, die ihm auf den Leib geschrieben ist: im Bilde von Auto, Straße und Ziel, zusammengefügt in einer Rennstrecke, die am Ende wieder zurückfindet zum Anfang.

Und dann setzt die Geschichte zu einem so illusionären wie zeichenschweren Happy End in Cinemascope an. Ultimo hinterlegt ihr einen der ungewöhnlichsten Liebesbriefe, die je verfasst wurden: den kommentierten Plan einer – Rennstrecke. Jahre später spürt ihn Elizaveta auf. Sie begreift sofort: Das ist in seinem Tagebuch der entscheidende Eintrag für sie. Gegen jeden Anschein weiß sie, dass auch er seine Liebe phantastisch materialisiert haben muss. Mit Unsummen lässt sie jede noch so abgelegene Rennstrecke überprüfen. In England, auf einem ehemaligen Militärflugplatz, wird man fündig. Sie ist in einem geradezu tiefenpsychologischen Zustand: halb im Moor versunken, größtenteils verschüttet. Elizaveta ist bereit, sich zu ruinieren, um sie wiederherstellen zu lassen; mietet, allein für sich, einen Rennwagen mit Chauffeur und gibt sich der Bahn hin, bis sie am eigenen Leibe das Phantasma Ultimos vollkommen erfahren hat – ein sinnlich-übersinnlicher Liebesakt, der ultimative ihres Lebens.

Baricco hat jedoch von Anfang an zu erkennen gegeben, dass die Verwerfungen in den Lebensläufen seiner Helden über sich hinausweisen auf eine Signatur des ganzen Jahrhunderts. Wer so wie sie aus der Bahn gerät, liefert sich seiner animalischen Natur aus. Ihre äußeren Symptome sind chaotische Verhältnisse; ihre inneren wahnhafte Phantasien, gewissermaßen die Sexualität des Denkens. Deren Entladungen bleiben ziellos. Die Kunst besteht darin, sich vom Chaos nicht auszehren zu lassen, sondern es „in einer einzigen vollendeten Figur auszudrücken“: die gewundene Skulptur der Rennstrecke. Dann verwandelt sich zügellose Kreativlichkeit in Kreativität.

Zuletzt erklärt dies auch den kurvenreichen Rundkurs dieser Geschichte selbst. In einem überaus animierten Vortrag materialisiert sie auf ihre – verbale – Weise die Ab- und Umwege ihrer Helden und macht sie so zur Lesererfahrung. Baricco bietet damit höchst anspruchsvolles und unterhaltsames Sprachkino. Es ist zugleich ein vitaler Versuch, mit der Illusionsmacht des Wortes sich gegen die Bildherrschaft des Films zur Wehr zu setzen.

WINFRIED WEHLE

Alessandro Baricco: „Diese Geschichte“. Roman. Aus dem Italienischen übersetzt von Annette Kopetzki. Carl Hanser Verlag, München 2008. 308 S., geb., 19,90 €.

Ein Junge verschwindet

Nathan Engländer lässt eine jüdische Familie kämpfen

Kaddisch, Sohn einer Hure, ist ein lebenswerter Versager. Es gelingt ihm kaum, sich durchzuschlagen; glücklos stolpert er durchs Leben, ohne seine tüchtige Ehefrau Lillian wäre er verloren. Er hat eine Aufgabe, ein Schicksal vielleicht, doch davon ahnt er nichts: Wer „Kaddisch“ heißt wie das jüdische Gebet des Totengedenkens, muss um die Verstorbenen trauern und Sorge um sie tragen. Kaddisch Poznan aber, Protagonist von Nathan Englanders Ro-

man „Das Ministerium für besondere Fälle“, macht das Gegenteil: Er raubt ihnen die Identität. Denn auf dem alten jüdischen Friedhof von Buenos Aires meißelt er die Namen der Zuhälter, Huren und Ganoven von den Grabsteinen, die durch eine Mauer abgetrennt von den ehrwürdigen Toten ruhen, beauftragt und entlohnt von den Nachkommen, die um ihre Reputation fürchten.

Plötzlich bricht das Unkalkulierbare brutal in Kaddischs Leben hinein, verliert seine Welt jede Verlässlichkeit. Vor seinen Augen wird sein Sohn Pato im Jahr 1976 von Männern in grauen Anzügen aus der Wohnung verschleppt und verschwindet spurlos in der undurchdringlichen Maschinerie des Unrechtsstaats. Die argentinische Militärdiktatur führt einen „schmutzigen Krieg“ gegen die eigene Bevölkerung, im ganzen Land werden Menschen entführt und ermordet.

Pato ist ein Junge wie viele andere: ein Collegestudent, der von der Revolution träumt, mit seinen Freunden herumhängt, ab und zu einen Joint raucht, wie ein Kind weint, als er von der Polizei ohne Ausweis aufgegriffen wird, und seinen Vater von ganzem Herzen verachtet. Kaddisch und Lillian kämpfen darum, dass das Leben ihres Sohns nicht aus der Erinnerung gelöscht wird. Im „Ministerium für besondere Fälle“, wo sie immer wieder versprechen, gibt niemand zu, dass Pato jemals existiert hat. Kaddisch möchte ihn zurückgewinnen, ihn wenigstens beerdigen, sollte er tot sein. Im Gedenken an seinen Sohn erfüllt er endlich die Bestimmung, die ihm sein Name auferlegt.

„Das Ministerium für besondere Fälle“ ist eine großartige Parabel auf den Kampf des Einzelnen gegen eine diktatorische Staatsmacht und über den Versuch, die

Würde zu bewahren, wenn man nicht mehr Herr seines Geschicks ist. Den Glauben an die Berechenbarkeit der Welt enthüllt Engländer als aufgeklärte Fiktion – und beschwört gleichzeitig den Trost der Tradition. Kaddisch kämpft, klagt und fügt sich in sein Schicksal wie ein moderner, hart geprüfter Hiob, der zwischen den Splintern seiner zerbrochenen Wirklichkeit ausharrt.

Auf einen harten Realismus hat Engländer bei seiner Auseinandersetzung mit den Greueln der Militärdiktatur verzichtet. Hinter der Geschichte Argentinien unter der Junta eröffnet sich ein weiter, aus der reichen jüdischen Überlieferung schöpferender Raum des Imaginären, der auch im Tonfall des jungen, 1970 in New York geborenen Autors nachhallt: Ganz ohne Eitelkeit entkleidet er seine Stimme ihres individuellen Klangs und lässt sie

aufgehen im Chor der großen jüdischen Erzähltradition, wie sie etwa Isaac Bashevis Singer vertritt.

Als Engländer 1999 den Erzählband „Zur Linderung unerträglichen Verlangens“ veröffentlichte, wurde er als große Hoffnung der amerikanischen Literatur gefeiert. An seinem Roman arbeitete er zehn Jahre. Gut, dass er sich nicht beeilt hat: „Das Ministerium für besondere Fälle“ übertrifft alle Erwartungen. Sollte Engländer wieder aus dem Rampenlicht verschwinden, um in Ruhe zu schreiben, bedeutet das nicht weniger als eine Verheißung. Wenn so große Romane dabei entstehen, möge er sich alle Zeit der Welt lassen.

ANDREA NEUHAUS

Nathan Engländer: „Das Ministerium für besondere Fälle“. Roman. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Mundhenk. Luchterhand Literaturverlag, München 2008. 448 S., geb., 19,95 €.

SIEGFRIED LENZ

Schweigeminute

Novelle



Hoffmann und Campe · 2008

sie mir erließ. Aufmunternd sah er mich an, stieß mich in die Seite und sagte mir: „Komm“, und wir gingen von Bord und den erlaufenen Weg nach Hause, beim Schuppen legte er mir eine Hand auf die Schulter und ließ sie dort liegen, bis wir vor unserer Tür waren. Anscheinend fiel ihm hier wieder ein, was ihn beschäftigte und was er regeln mußte, wir gingen zurück zum Schuppen, er zog mich hinein, und stumm gingen wir zu der Leiter, die auf einen kleinen eingezogenen Boden hinaufführte. In diesem Augenblick wußte ich, worauf er aus war; hinter altem Tauwerk und Netzen und Bambusstangen war mein Versteck, das er entdeckt hatte und dessen angehäufte Dinge er erklärt haben wollte. Ein paar Konservendosen lagen da, zwei Tüten Mehl, Trockenobst, Nudeln, auch Schiffszwieback. Wer das hier sah, mußte annehmen, daß ich auf große Fahrt gehen wollte. Mein Vater wies auf das heimlich zusammengetragene Vorratslager, und mit gespielter Bewunderung sagte er: „Das reicht für eine Weile, ich meine, für einen eigenen Hausstand.“ Diesmal fiel mir eine Antwort ein, ich erzählte ihm, daß wir auf eine große Klassenreise gehen und ein paar Tage in einem

Zeltlager bleiben wollten; er lächelte, ich war nicht sicher, ob er mir glaubte. Nachdem wir uns getrennt hatten, er stand schon auf der Leiter, kam er auf meinen Vorschlag zurück, in beiläufigem Ton sagte er: „Geht in Ordnung, Christian, schreib nur die Stunden auf.“

Frederik hatte immer einen Flachmann bei sich, ob er auf dem Prahm arbeitete oder auf dem Schlepper, ob er auf der Bank vor dem Schuppen saß oder zur Vogelinsel fuhr: Von Zeit zu Zeit griff er in seine Brusttasche und holte den Flachmann heraus und setzte ihn an die Lippen, eine im Lederbezug steckende Metallflasche, die mit seinem Lieblingsrum gefüllt war.

Das tat er gewiß auch an jenem Nachmittage, als er querab vom Seeblick bei zunehmender Windstärke aus dem Schlauchboot kipte und den Zuschauern, die sich auf der Holzbrücke einfanden, ein unterhaltsames Ferienerlebnis anbot. Ich zweifelte nicht, daß das Schlauchboot von einer unterlaufenden Welle angehoben wurde, als er den Außenbordmotor neu einstellen wollte, er kipte ins Wasser, und nun schwamm er, schwamm, während das Schlauchboot immer noch Fahrt machte, aber keinen ge-

radlinigen Kurs einhielt, sondern sich in Kreisen um den Schwimmer bewegte, in weitläufigen, mitunter in engen Kreisen. Bei dem Versuch, die ringförmige Leine des Schlauchboots zu fassen, geriet der Schwimmer in Gefahr, unter Wasser gedrückt zu werden, er tauchte dann seitlich weg, manchmal mußte ich glauben, das Boot habe es auf ihn abgesehen und machte Jagd auf ihn, er rettete sich dann mit hastigen Schwimmschößen.

Plötzliche Böen kündigten schweres Wetter an, einer der ersten Fischkutter, die von der See heimkehrten, drehte bei und nahm Frederik an Bord und das Schlauchboot in Schlepp, alle Kutter strebten in die Sicherheit des Hafens. Die Zuschauer auf der Brücke verließen sich, im Kaffeegarten des Seeblick bargen Kellner Sonnenschirme und Tischtücher und Girlanden, auch zwei Hochseekutter kamen herein, die draußen nach Dorsch gefischt hatten. Lang hereinrollende Wellen von der See warfen sich auf, hoben sich wie unter einem Griff, bevor sie zusammenstürzten und die Wucht ihres Sturzes ahnen ließen. Die Wolken, dunkel, zerrissen, trieben niedrig. Auf einmal sah ich ihn, auf einmal sah ich den Zweimaster draußen, der in unsere Bucht hineinkreuzte, stetig kam er auf bei steifem Nordost. Obwohl ich den Namen nicht lesen konnte, wußte ich sofort, daß es die Polarstern war und daß sie Stella nach Hause brachte, zu mir brachte. Nach einem erkennbaren Schlag lief sie einen Moment vor dem Wind energisch und mit vollen Segeln, es gab keinen Zweifel, daß sie den Hafen ansteuerte. Ich sprang von der Brücke auf den Strand und lief am Strand entlang zur Hafenmole, auch dort standen Leute und beobachteten die Heimkehr der Kutter, unter ihnen der alte Tordsen, der weniger bestellt oder

gewählt worden, sondern nach stillschweigender Übereinkunft unser Hafenkapitän war. Er, der Hafenkapitän, hatte nur Augen für den Segler, er brauchte nicht zu erraten, was die Besatzung vorhatte. Als hätte er Anweisungen zu geben, sprach er halblaut vor sich hin, empfahl oder warnte: „Nehmt das Großsegel weg, kommt mit Motorkraft rein, laßt die Fock stehen, allein die Fock, bleibt draußen, laßt den Anker fallen.“ Er sprach es gegen den Wind, fluchte mitunter, stöhnte, begleitete jede Phase des Manövers, ich stand knapp hinter ihm, ich spürte eine Angst aufkommen und mit der Angst einen unbekannten Schmerz. Es war nicht auszumachen, wer auf der Polarstern am Ruder stand, an Deck waren mehrere Gestalten zu erkennen. Einmal drohte sie querschlagen, doch ein mächtiger Windstoß brachte sie wieder auf Kurs, und es sah so aus, als könnte der Segler den Hafen in tollkühner Fahrt gewinnen, doch plötzlich hob sich das Schiff, hob sich dort, wo wir die letzte Last der Steine versenkt hatten, eine unerwartete Kraft riß es über das Hindernis hinweg, „Idioten“, schrie Tordsen, „ihr Idioten“; er und wir mußten zusehen, wie der Bug eintauchte und gleich wieder hochgeworfen wurde, sich einen Augenblick zu schütteln schien und sich dann schräg legte und auf die steinerne Wand der Hafeneinfahrt zuschnellte, abermals hochgedrückt wurde und gegen die Steinwand krachte. Der vordere Mast brach und schlug aufs Deck auf, schwenkte seitlich aus und riß zwei der Gestalten von Bord, schleuderte sie in den Spalt zwischen Steinwand und Bootskörper. „Die werden zerdrückt“, rief Tordsen und befahl mir: „Los, Christian, abstimmen, hilf ihnen beim Abstemmen.“

Fortsetzung folgt